

aliteraverlag
Krimi

Rom, im Jahr des Ersten Vatikanischen Konzils (1870): Eine Mappe mit Dokumenten, die neben einem bischöflichen Wappen zahlreiche Unterschriften tragen, wird gestohlen. Sie gelangt in die Hände des Geistlichen Don Francesco, der erkennt, dass es sich um höchst brisante Papiere handelt.

Die amerikanische Journalistin Susan O'Casey, als Korrespondentin beim Konzil akkreditiert und aufgrund ihrer Hintergrundrecherchen bereits mit einer Morddrohung konfrontiert, nimmt mit Don Francesco Verbindung auf. Gemeinsam werden sie Zeugen einer geheimen Bruderschaftsversammlung, in der die geistliche und politische Weltherrschaft der katholischen Kirche gefordert wird und der Aufruf erfolgt, den regierenden Papst seines Pontifikats zu entheben. Die Vorbereitungen zu Putsch im Vatikan laufen an.

Norbert Göttler, Dr. phil., Jahrgang 1958, studierte in München Theologie, Philosophie und Geschichte. Seither freier Schriftsteller und Regisseur, Mitarbeiter der Süddeutschen Zeitung und des Bayerischen Rundfunks (Hörfunk und Fernsehen). Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste, des PEN-Zentrums der Bundesrepublik Deutschland und des Verbandes der Schriftsteller (VS). Neben Büchern zu kulturhistorischen Themen schrieb er »Die Pfuscherin. Das Abenteuerleben der Doktorbäuerin Amalie Hohenester« (Roman), »Drachenfreiheit« (Gedichte) und »Das Schweigen der Greisin« (Erzählungen).

Norbert Göttler
Putsch im Vatikan
Kriminalroman

aliteraverlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

August 2009
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2009 Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · 978-3-86906-039-2

ROM. Dienstag, 12. Juli 1870, Festtag des heiligen Johannes Gualbertus, der, aus altem Florentiner Adelsgeschlecht stammend, den Orden der »Grauen Väter« gründete und dem wegen seiner asketischen Strenge seine Mönche mehrfach nach dem Leben trachteten, ehe er im Jahre 1075 auf natürliche Weise in die Ewigkeit abberufen wurde.

Lautlos sackt die schwächliche Gestalt in die Knie, versucht sich einen Augenblick lang mühsam im Gleichgewicht zu halten, ehe sie sich zögernd vorne überneigt und, von einem leisen, katzenartigen Wimmern geschüttelt, auf die schmierigen Marmorfliesen sinkt. Zwei, drei Kapuziner in groben Habiten springen auf Geheiß herbei, lautlos auch sie. Schweigend öffnen sie dem am Boden Liegenden die obersten Knöpfe der Soutane, mit einem Fächer suchen sie den grässlichen Brodem aus Moder und Verwesung zu vertreiben, der die Gewölbe erfüllt. Die Mienen unter den Kapuzen bleiben ungerührt. Man ist derlei gewöhnt. Schale und Schwamm mit Essig liegen stets bereit, wenn Fremde an die Klosterpforte klopfen, um die Katakomben zu besuchen.

Es dauert lange, ehe die Kapuziner den jungen Geistlichen mit dem strohblonden Haar wieder zur Besinnung bringen. Erst ein Riechflakon mit stechenden Ingredienzien, dem Reglosen unter die Nase gehalten, lässt ihn erbeben. Ein Zittern und Schütteln erfasst seinen Körper und treibt Farbe in das fahle, schweißnasse Gesicht. Mühsam und verständnislos schlägt er die Augen auf, einen Moment ohne Erinnerung. Dann dämmert ihm das Geschehene, mit einem Seufzer sinkt der Kopf wieder in den Nacken zurück.

Nicht wahr, Veit Kammerloher, dummer Junge und frischgeweihter Kleiriker der heiligen Mutter Kirche, solches hast du freilich nicht erlebt in deinem braven Bauernland nördlich der Alpen! Nicht zu Hause, wo die Totenweiber ihre Schützlinge auf ungehobelte Bretter legen, von wo aus sie in Grab und Ewigkeit rutschen dürfen und dabei ein gurgelndes Geräusch erzeugen, das dir heute noch in den Ohren hängt. Und auch nicht bei den Benediktinern von Scheyern, die ihre Toten schon in schwarzlackierte Särge betten und unter dem Gemurmel der Mönche und Priesterzöglinge in die Nischen der Klostergruft schieben.

Grün bist halt nicht nur im Gesicht, Veit Kammerloher, ehemaliger *Studiosus theologiae*, nein, auch hinter den Ohren bist immer noch ein halbes Kind, dem das Heimweh salziges Wasser in die Augen treibt. Was in der Welt vorgeht, davon haben sie dir nichts gesagt, deine gelehrten Herren Professores auf dem Freisinger Domberg, wo man dir noch vor wenigen Wochen griechische und lateinische Vokabeln beigebracht und dir – mühsam genug – den Ablauf der tridentinischen Messe eingetrichtert hat.

Aber manch einer lernt in wenigen Tagen mehr als vorher in Jahren. Wenigstens ein kleines Stück Lebenserfahrung ist dir schon zugewachsen, seit du aufgebrochen bist aus deiner Freisinger Kinderstube und beklommenen Herzens und staunenden Auges durch südliche Landschaften reistest, immer im Gefolge deines sonderbaren Herrn Prälaten, der jetzt die Stirn in Falten zieht und ob der schwächlichen Natur seines Sekretarius unwillig den Kopf schüttelt.

Schon beim Eintritt in die Katakomben hat es dich ordentlich gewürgt. Die süßlich-stickige Luft, ein Gemisch aus Räucherwerk und üblem Verwesungsgeruch, der dich an die Ausdünstungen des Freisinger Gerberviertels erinnert, verschlägt den Atem und macht elend benommen. Vom Redeschwall des kleinen Kapuziners, der sich für wenige Lire als Cicerone gebärdet, verstehst du kein Wort, und aus den paar Brocken, die dir dein Prälat hinwirft, kannst du dir keinen Reim machen. Endlos ziehen sich die Gänge hin, ehe ihr durch eine enge Tür in einen Raum gelangt, aus dem euch brütende Hitze entgegenschlägt. An mehreren Ecken stehen Schalen mit glühenden Kohlen. Der Cicerone kramt eine Hand voll Weihrauchkörner aus seiner Kutte und wirft sie in die eisernen Gefäße. Der gelbliche Rauch, der daraufhin wütend hervorquillt, macht jeden Atemzug noch unerträglicher. Schwatzend und kichernd redet der Kapuziner auf den Prälaten ein und deutet dabei auf eine finstere Ecke des Raumes. Zunächst kannst du nichts erkennen in der modrigen Finsternis. Doch dann prallst du entsetzt zurück! Ein eiserner Rost wird sichtbar, darauf festgebunden zwei Gestalten, nackte, dürre Klappergestelle, an deren Knochen schwarzglänzend die Haut klebt. Trotz der Hitze steht dir kalter Schweiß auf der Stirn. Heilige Jungfrau Maria, ist das der Vorhof der Hölle? Mit geweiteten Augen starrst du auf das grausige Bild. Das Würgen in deiner Kehle nimmt zu. Die knappe Erklärung des Prälaten, dass mit dieser Vorrichtung verstorbene Kapuziner oder reiche römische Adlige auf die Ewigkeit vorbereitet werden, indem man sie wie Birnen oder Korinthen eintrocknet, erreicht dein Gehirn nicht. Weiter drunten, in Kalabrien und Sizilien, sei diese Prozedur weit verbreitet, schwätzt der Kapuziner sorglos dahin, aber hier in Rom sei sein Kloster noch das einzige, das sich auf dieses alte Handwerk verstehe.

Wie in Trance stolperst du deinen beiden Begleitern nach, die längst durch eine Seitentür verschwunden sind. Und du findest dich in einem saalartigen Raum wieder. Was dich dort erwartet, *Studiosus theologiae et philosophiae*, wird dir in wenigen Augenblicken die Besinnung aus deinem Vokabelgehirn fegen. Nur vier, fünf Sekunden der ungläubigen Wahrnehmung wirst du ertragen müssen, ehe eine barmherzige Nacht sich über dich senken und dich diesem Spuk entreißen wird.

Hunderte von eingetrockneten und balsamierten Leichen wirst du vor dir baumeln sehen, an langen Holzgerüsten festgezurr, dicht an dicht, in drei, vier Lagen übereinander gestapelt. Alle Bewohner dieser Nekropole sind sorgsam bekleidet, zumeist in braune Kapuzinerhabite, einige sind aber auch in kostbare Gewänder und Trachten gehüllt. Die weiblichen Mumien tragen Schmuck und Geschmeide, manche von ihnen gar Perücken. An den schwarzen Knochenhänden baumeln Zettel. Name, Geburtsjahr und Todestag des Leichnams sind sorgfältig darauf vermerkt. Die Totenschädel grinsen, zahnlückig, leicht seitwärts geneigt, herunter. Sie grinsen dir zu, Veit Kammerloher, junger, ungebetener Nordländer von jenseits der Alpen, sie grinsen dir zu, und ihre Grimassen werden dir noch in mancher Nacht den Schlaf rauben, verlass dich darauf ...

Susan O'Casey knallte ihren roten Notizblock auf die Tischplatte.

»Damned!«, rief sie verärgert. »Das darf doch nicht wahr sein! Was habt ihr hier für eine elende Organisation!« Roux grinste breit über sein sonnenverbranntes Gesicht. In dieser langweiligen Gesellschaft aus Presseleuten, Klerikern und Diplomaten war es eine Wohltat, die Stimme einer jungen Frau zu hören; noch dazu, wenn sie solch resolute Töne von sich gab.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Mademoiselle O'Casey? Will die Kiste wieder einmal nicht?«

Die Kollegin warf einen wütenden Blick auf Roux. Warum können sich diese Männer nicht um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, dachte sie. »Thanks, aber ich komme sehr gut allein zurecht!«

»Aber natürlich! Ich hatte nicht daran gezweifelt.«

Der in einem der vatikanischen Seitenflügel eigens eingerichtete Telegrafensaal war bis auf den letzten Platz besetzt.

Hinter jedem der kleinen Tischchen, auf dem eine dieser chromglitzernden Apparaturen installiert war, saß jemand. Presseleute aller Herren Länder waren hier akkreditiert, Journalisten, Kommentatoren und Reporter. Leises Gemurmel erfüllte den Saal. Tintenfedern kratzten, die Tastaturen der Telegrafengeräte klapperten, und mittendrin ertönte bisweilen ein seltsam blecherns Bimmeln. Dann fing irgendwo ein Telegraf zu rattern an und spuckte einen dichtbedruckten Papiersteifen aus. Irgendwo auf der Welt – na ja, irgendwo in Europa, denn die Überseeverbindungen klappten

eher selten –, irgendwo also hatte jemand eine Depesche abgeschickt, die nun hier ihren Adressaten suchte.

In einigen Ecken des Saales steckten Journalisten ihre Köpfe zusammen. Je mehr es, wie heute, an handfesten Ereignissen mangelte, umso begieriger wurden vermeintliche Neuigkeiten, Gerüchte und Halbwahrheiten kolportiert. Alles tummelte sich jetzt, die wenigen, dünnen Meldungen des Tages abzuschicken. Die Heimatredaktionen warteten auf den neuesten Klatsch. Außerdem kletterte die Quecksilbersäule unerbittlich über die Fünfunddreißig-Grad-Marke. Spätestens ab halb zwölf konnte man keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen! Der Schweiß rann einem in kleinen Bächen den Nacken herab und sickerte durch den Stehkragen, der seit einiger Zeit zur modischen Pflicht der Männerwelt gehörte.

Zum Teufel damit! Zum Teufel mit diesen Pfaffengeschichten! Claude Roux zerrte an seinem aufgeweichten Kragen, wischte sich mit einem Taschentuch über die Stirn und versuchte sich zu konzentrieren. Der agile Mittfünfziger arbeitete für den Pariser Figaro, seit sich dieser von einem satirischen Journal zur international beachteten Tageszeitung gemausert hatte. Ein Mann der ersten Stunde sozusagen. Er war Vollblutjournalist und versah seinen Dienst dort, wo ihn seine Redaktion hinschickte. Einmal an der türkisch-russischen Grenze, einmal in einer der französischen Kolonien, ein andermal wieder in der unruhigen Hauptstadt Paris selber. Nun also in Rom. Dass ihn diese Kirchengeschichten besonders interessierten, konnte er nicht gerade behaupten. Eine Ansammlung von katholischen Würdenträgern in schwarzen und roten Ornaten, die Beratungen hinter verschlossenen Türen führten. Umwerfend spannend! Zu Gesicht bekam man kaum einen der Herren. Mal hier einen bleichgesichtigen Prälaten, mal dort einen aufgeregten Sekretär, der eine dürre Pressemeldung ablas.

Eine Zeit lang hatte es so ausgesehen, als würde die ganze Sache ohnehin im Sande versickern. Mehrere Delegationen waren abgereist, wochenlang war das päpstliche Pressebüro verschlossen geblieben und die ersten Journalisten waren von ihren Redaktionen bereits in andere Teile der Welt beordert worden. Roux seufzte. Ihn schien man leider hier vergessen zu haben! Hier in diesem römischen Brutkasten, wo schon bald kein Einheimischer mehr zu sehen war. Wo sich alles schon davongemacht hatte nach Ostia ans Meer, in die Albaner Berge oder weiß Gott sonst wohin.

Gelangweilt hämmerte Claude Roux einige nichts sagende Zeilen in die Maschine. Nach wenigen Minuten kam das Signal für eine erfolgreiche Übermittlung. »Na, immerhin«, murmelte der Franzose und wollte sich eben seine Pfeife anstecken, als ihm seine Kollegin zur Rechten wieder in den Sinn kam, die ihn erst gestern ziemlich energisch auf das Rauchverbot in kurialen Räumlichkeiten hingewiesen hatte. Vorsichtig lugte er zur Seite.

Die junge Dame war so angestrengt mit der Apparatur auf ihrem Tischchen beschäftigt, dass sie seine Blicke nicht bemerkte.

Sie hatte ihren Bericht an die Washington Post bereits zum dritten Mal eingetippt, doch der Apparat hatte jedes Mal postwendend ein Zettelchen mit der Aufschrift »Leitung blockiert. Versuch wiederholen« ausgespuckt. Susan O'Casey wiederholte ihren Übermittlungsversuch jetzt mit einer solchen Heftigkeit, dass die Tastatur klirrende, metallische Töne von sich gab. Als Ergebnis tauchte nur einmal mehr das obligatorische Zettelchen auf. »Leitung blockiert. Versuch wiederholen.«

»Shit!« Jetzt gab die junge Korrespondentin mit dem üppigen schwarzen Chignon endgültig auf. Vor Zorn hatten sich ihre Wangen ein wenig gerötet.

»Es ist nicht zu fassen!«, knurrte sie zu ihrem Kollegen hinüber. »Ihr Europäer seid nicht in der Lage, einen funktionierenden Telegraf zu installieren. Bei uns in Washington wäre die Depesche längst...«

Roux lächelte ihr begütigend zu. »Es sind viele tausend Kilometer bis in Ihre Heimat, Mademoiselle. Und ein verdammt großer Teich liegt wohl auch dazwischen. Da sind die Leitungen eben schnell überlastet.«

»Ach, Unsinn! Das Kabel wurde doch schon vor vier Jahren durch den Atlantik gezogen. Da dürfen solche Kinderkrankheiten wirklich nicht mehr vorkommen!«

»Verlangen Sie nicht ein bisschen viel von diesem armen kleinen Kasten?«, feixte Roux.

»Werden Sie nicht albern. Entweder das System funktioniert oder es taugt nichts.«

»Ihr Amerikaner seid alle gleich! Immer mit dem Kopf durch die Wand. Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Mademoiselle. Wir lassen das hier jetzt bleiben, gehen zusammen einen Kaffee trinken und in einer Stunde versuchen Sie es noch mal. Ich bin sicher, dass die Leitungen dann frei sind. Einverstanden?«

Die junge Amerikanerin seufzte, nickte aber zustimmend. So wie ich das hier sehe, dachte sie, wird mir nichts anderes übrig bleiben. Vielleicht hat dieser Roux auch ein paar Neuigkeiten parat, die noch nicht die ganze Stadt weiß.

»Okay«, sagte sie. »Warten Sie, ich packe eben meine Sachen zusammen.«

»Na, sehen Sie! Sie werden sich an das Arbeitsklima hier im Süden gewöhnen. Sagten Sie nicht, Sie hätten italienische Vorfahren?«

»Ja, mein Großvater...«

»Entschuldigen Sie einen Moment«, unterbrach sie der Korrespondent und hob den Kopf, »was ist denn da vorn los?« Beide schauten sie jetzt auf. Durch den Pressesaal ging ein Raunen. Einer der Kollegen drei Reihen vor ihnen, ebenfalls ein Franzose, hatte offenbar eine Depesche erhalten, ei-

nen Blick darauf geworfen und einen Überraschungsruf ausgestoßen. Jetzt schwang er den Papierstreifen triumphierend über seinem Kopf, wohl wissend, damit die Meldung des Tages in Händen zu halten.

»Was ist los, Tim?« Roux klopfte einem seiner Vordermänner, Tim Bradshaw von der Londoner Times, ungestüm auf die Schulter. »Was bringt denn unseren lieben Kollegen gar so aus dem Häuschen?« Auch Susan O'Casey beugte sich vor, um einige Wortfetzen des Gespräches zu erlauschen.

»Hast du es noch nicht gehört, Claude?«, erwiderte der Brite. »Die Unfehlbarkeit! Die Befürworter der päpstlichen Unfehlbarkeit scheinen die Mehrheit auf dem Konzil zu erlangen. Noch in dieser Woche soll die Unfehlbarkeit feierlich erklärt werden!«

»Noch in dieser Woche? Welch ein Unsinn! Wer behauptet denn so etwas?«

»Soeben kam ein Kabel, dass *Civiltà Cattolica* in seiner morgigen Ausgabe...«

»*Civiltà Cattolica*?«

»Ja, dieses französische Jesuitenblatt mit den legendären Drähten zur Kurie. Also, die werden morgen melden, dass die Frage der Unfehlbarkeit unter den Konzilsvätern gelöst sei. Gelöst im Sinn der Infallibilisten. Tja, mein Lieber, du wirst einen schlaun Kommentar schreiben müssen: nächste Woche werden wir ein unfehlbares Papsttum haben.«

Eine Woche war bereits vergangen, seit Susan O'Casey nach einer langen Überfahrt aus den Vereinigten Staaten mit dem 1600-PS-Dampfer Independent in Ostia angelegt hatte. Dass der Chefredakteur der Washington Post gerade sie damit beauftragt hatte, über die Endphase des großen Kirchenkonzils zu berichten, lag weniger an ihrer langjährigen Berufspraxis – mit ihren fünfundzwanzig Jahren war sie mit Abstand das jüngste Mitglied der Redaktion – als vielmehr an dem Umstand, dass sie Katholikin war und ein wenig Italienisch sprechen konnte.

Ihr Großvater mütterlicherseits, Alberto Giorni, hatte vor gut fünfzig Jahren seine letzten Ersparnisse in Kalabrien zusammengekratzt, um in der verheißungsvollen Neuen Welt sein Glück zu machen. Zum Millionär hatte er es dort zwar nicht gebracht, aber seine Familie hatte Alberto Giorni immer ernähren können, und so wurde er bald Stammvater eines weit verzweigten Clans mit unzähligen schwarzhaarigen Enkel- und Urenkelkindern. Hatten er und seine Kinder auch in der Neuen Welt noch eine Menge mediterraner Gewohnheiten beibehalten, so war den Enkelkindern nur mehr ein Grundstock an italienischer Grammatik geblieben, die der Großvater ihnen jeden Sonntag nach der Messe geduldig beigebracht hatte. Freilich hatte Susan damals nicht im Traum daran gedacht, dass ihr diese ermüdenden Lektionen einmal eine Dienstreise nach Europa bescheren sollten. Meh-

rere Wochen Italien! Rom, die Metropole der Antike! Das Zentrum der katholischen Welt! Es war ein Jammer, dass Großvater Alberto Giorni das nicht mehr erleben konnte. Vor ihrer Reise war Susan schrecklich aufgeregt gewesen. In großer Eile, denn der Transatlantikdampfer sollte in wenigen Tagen ablegen, hatte sie ihre alte italienische Grammatik von vorn bis hinten durchgepaukt und alle Bücher über Theologie und Kirchengeschichte gekauft, deren sie habhaft werden konnte. Sie hatte es sich in der entscheidenden Redaktionssitzung verkniffen zu sagen: Außer der Erinnerung an die Katechismusstunden ihrer Kindheit und einigen sporadischen Gottesdienstbesuchen bei den Franziskanern von San Clemente hatte sie seit dem College mit der Kirche nicht mehr viel zu schaffen gehabt. Sie war keine eifrige Katholikin. Was sie dagegen zur Genüge mit auf die Reise nahm, waren die Neugier ihrer südländischen Vorfahren und der Ehrgeiz, diese seltene journalistische Chance beim Schopf zu packen!

Das Gerücht von dem bevorstehenden Unfehlbarkeitsdogma führte zu erregten Diskussionen unter den akkreditierten Journalisten. Überall im vatikanischen Pressesaal standen Gruppen und Grüppchen zusammen, wisperten und gestikulierten wild mit den Armen. Doch außer der dürren Meldung des Jesuitenblattes *Civiltà Cattolica* gab es nichts, was das Jagdfieber der Zeitungsleute hätte befriedigen können. Keiner wusste mehr als der andere, und hätte er etwas gewusst, hätte er es keinem verraten. Also drehten sich die Gespräche bald im Kreis.

Claude Roux, Tim Bradshaw und Susan O'Casey waren sich rasch einig, dass man hier nichts mehr versäumen würde und den kollegialen Disput besser bei einer Tasse Espresso fortsetzen sollte.

»Also, mir kommt diese ganze Geschichte reichlich unwahrscheinlich vor«, brummte Claude Roux. »So etwas in unserem aufgeklärten Jahrhundert! Die Kirche würde sich doch lächerlich machen.«

Die drei Kollegen hatten den Vatikanspalast verlassen und saßen jetzt vor einer winzigen Trattoria bei ihren Mokkatassen. »Für denkbar halte ich es schon«, entgegnete Tim Bradshaw. »Rom ist in den letzten Jahren immer stärker in die Defensive geraten. Die haben einfach Angst, dass ihnen das Schiff aus dem Ruder läuft. Da ist man zu jedem Verzweiflungsakt fähig.«

»Auf jeden Fall bringt es Bewegung in den Laden. Ich wusste in den letzten Wochen wirklich nicht mehr, was ich noch nach Paris kabeln sollte.«

»Was mir bei der ganzen Angelegenheit nicht klar ist«, meldete sich Susan O'Casey jetzt zu Wort und stellte ihre Tasse auf den Tisch, »wer will denn eigentlich die Unfehlbarkeit? Ist man sich in der Kirchengipfel da so einig?«

Claude Roux lachte. »Einig sind sich die nie. Die vatikanischen Behörden demonstrieren nur nach außen ihre Geschlossenheit, im Inneren rumort es wie in einem Bienenhaus. Da gibt es Fraktionen, denen der Papst jetzt schon

zu mächtig ist, andere, die sich mit der Situation arrangiert haben, und wieder andere, denen das alles nicht weit genug geht. Und jede Gruppierung versucht, der anderen eins auszuwischen. Alle wollen sie die Geschicke des Konzils auf ihre Weise beeinflussen.«

Susan O'Casey seufzte. »Oje!«, rief sie. »Mir wird immer bewusster, wie viel Nachholbedarf ich noch in diesen innerkatholischen Dingen habe! Von Washington aus sah das alles viel einfacher aus.«

»Innerkatholisch? Ich halte eine Unfehlbarkeitserklärung durchaus nicht nur für eine innerkatholische Angelegenheit. Was meinst du, Tim? So etwas hätte durchaus politische Folgen -«

»Natürlich!«, antwortete Bradshaw. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass sich die europäischen Staaten einen solchen Akt gefallen ließen, selbst wenn er nur auf die Belange der Kirche gerichtet wäre. Das gäbe arge diplomatische Verwicklungen. Reichlich Futter für unsere Gazetten ... Aber, Teufel noch mal, wen haben wir denn da? Den kenn ich doch -«

Tim Bradshaw war aufgesprungen. Hastig schob er seinen Stuhl zurück und lief einige Schritte auf einen hoch gewachsenen Mann zu, der eben um die nächste Straßenecke verschwunden war. Triumphierend kehrte er zu den beiden anderen zurück. Den vornehm gekleideten Herrn hatte er am Ärmel gefasst und zog ihn mit sich.

»Darf ich einen Landsmann vorstellen?«, rief er. »Dieser Gentleman ist der beste Kenner der vatikanischen Geheimpolitik, den uns der Himmel im Moment schicken konnte. Lord Beardsley, Publizist, Historiker und was weiß ich sonst noch alles. Lord Beardsley, das sind meine beiden Kollegen, Claude Roux vom Figaro und die von weither angereiste Susan O'Casey von der Washington Post.«

Der fremde Herr nahm seinen Zylinder ab, verbeugte sich und gab den beiden Journalisten lässig die Hand. »Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns.« Bradshaw deutete auf einen leeren Stuhl. »Was darf ich Ihnen bestellen? Einen Espresso oder etwas anderes?«

Lord Beardsley schüttelte den Kopf. »Nein, nein, mein Lieber, haben Sie vielen Dank«, sagte er, »ich bin sehr in Eile. Sie wissen ja selbst, was in diesen Tagen in Rom los ist.« Sein Italienisch war tadellos, auch wenn man eine Spur englischen Akzents nicht überhören konnte.

»Oh yes, die Gerüchteküche brodel! Gerade deshalb hätten wir ja einige dringende Fragen an Sie!«

»Sie spielen auf diese Sache mit der Unfehlbarkeit an. Ich kann Ihnen da auch nicht viel mehr als Ungereimtheiten sagen. Ich bin auf dem Weg zu einem Treffen, das etwas mehr Klarheit in die allgemeine Konfusion bringen soll.«

»Darf man an diesen Informationen teilhaben?«

Beardsley überlegte einen Moment. »Nun, unter Umständen ließe sich

das machen, Bradshaw. Aber ich muss morgen schon wieder für einige Tage verreisen. Warten Sie –« Er schloss die Augen. »Allenfalls zum Frühstück, da könnte es gehen.«

Claude Roux blickte Bradshaw an und verzog das Gesicht. »Zu dumm! Gerade morgen haben wir uns schon mit einigen Jesuitenprofessoren verabredet. Das können wir unmöglich verschieben.«

»Schade!« Beardsley machte eine bedauernde Handbewegung. »Dann wird es ein andermal klappen. Ich komme ja voraussichtlich in ein paar Tagen zurück.«

»Es ist wirklich schade«, murmelte Roux. »Aber Moment, was ist mit Ihnen, Mademoiselle O'Casey? Sie müssen ja nicht das karge Morgenbrot der Jesuiten teilen. Sie könnten das doch für uns erledigen? Später werden Sie uns dann von der Unterredung berichten. Was halten Sie davon, Lord Beardsley? Sind Sie damit einverstanden?«

Der etwa vierzigjährige Engländer blickte überrascht auf Susan O'Casey und musterte sie. Er antwortete nicht sofort, was Susan irritierte. Dann nickte er. »Gut, wenn Sie meinen«, sagte er und setzte seinen sorgfältig gebürsteten Zylinder auf. »Dann bis morgen acht Uhr, Miss O'Casey. Hotel Continental. Ich erwarte Sie in der Halle!«

Die Wahrheit schmeckt süß und bitter: Die süße schont, die bittere heilt (Augustinus, Ep.247,1)

Wer wüsste über die Bitterkeit und Härte so mancher Therapie nicht mehr Bescheid als ich, der ich so viele meiner jungen Jahre der medizinischen Wissenschaft gewidmet habe. Das Bittere, von dem Augustinus schreibt, es hilft uns Menschen, die Trägheit, Hinfälligkeit, Verdorbenheit unserer irdischen Existenz zu überwinden. Nur das Bittere regt die Kräfte des Körpers zur Anspannung und Disziplin an. Aber wie viele süße Wahrheiten umschmeicheln uns nicht heute, in diesem Zeitalter der vermeintlichen Aufklärung, der industriellen Revolution, des wissenschaftlichen Aufschwungs. Sie alle versprechen uns ein angenehmes Leben ohne die Zucht der Askese, ja der Selbstkasteiung. Der Körper ist der Kerker der Seele.

Gerade hier in Rom wird es mir immer deutlicher: der Kirche als Arzt dienen heißt mitzuhelfen, ihren makellosen Körper rein zu halten von allen irdischen Befleckungen. Heilen, das bedeutet Eindämmen, Begrenzen, Zurückdrängen, ja – es ist nicht übertrieben zu sagen – es bedeutet auch Ausreißen, Vernichten, Zerstören. Zugegeben, ich bin ein strenger Lehrmeister geworden, seit ich in der Bruderschaft Verantwortung zu tragen habe. Die Jungen stöhnen und so mancher hat vorzeitig unseren Weg verlassen. Ich sehe ihnen wehmütig nach, sie laufen dem Abgrund entgegen.

Wie wenig hat gefehlt, und ich selbst wäre geworden wie sie. Nur die harte Disziplin der Bruderschaft, der unbeugsame Wille meiner Vorgesetzten haben mich auf dem richtigen Weg gehalten. Heute, da ich mich um die Novizen zu kümmern habe, kommen mir diese Erfahrungen zugute. Die Elite der kommenden Welt und der zukünftigen Kirche muss härter gegen sich selbst vorgehen als je zuvor, um den Anfechtungen des Bösen und des Selbstzweifels trotzen zu können. Es bedarf einer Speerspitze, eines heiligen Rests, der das Gottesvolk dem Abgrund entreißt. Und wehe, wen diese Speerspitze trifft!

Seinen Willen nach dem Göttlichen richten! Ohne Widerspruch tun, was getan werden muss! In dieser Phase des Materialismus, in der sich alles gegen die Kräfte des Metaphysischen zu verbünden scheint, gilt es, der machtvollsten religiösen Institution, dem römischen Papsttum, den Rücken zu stärken. Durch unsere Aktion werden wir dem Heiligen Vater in einer nie da gewesenen Weise unsere Solidarität bekunden.

Heute war ein schlechter Tag für Emerentio Falcone. Auf der Piazza San Pietro war aus irgendeinem Grund der Teufel los. Facchetti, der sich blind stellende Zeitungsverkäufer faselte etwas davon, dass jetzt bald alle Pfaffen der Welt in Rom eingetroffen seien. An allen Ecken hatten sich Carabinieri postiert und beobachteten argwöhnisch jede auffällige Bewegung.

Mit der unschuldigen Miene eines Rompilgers tauchte Falcone in der brodelnden Menschenmasse unter, ließ sich dahintreiben und achtete lediglich darauf, den Blicken der Polizisten nicht allzu nahe zu kommen. Man muss oft lange Geduld aufbringen, um den rechten Zeitpunkt zu erspüren. Ungeduld ist eine Untugend der Anfänger, Emerentio Falcone aber gehörte zu den unbestrittenen Meistern seines Faches. Obwohl er langsam die Jahre spürte und an manchen Tagen daran dachte, sich zur Ruhe zu setzen, sprachen seine Berufskollegen immer noch voller Hochachtung von ihm. Jüngere suchten bei schwierigen Fällen seinen Rat, und so mancher, der ihn auf dem Weg zum Vatikan mit einem unmerklichen Kopfnicken grüßte, verdankte ihm seine wirtschaftliche Existenz.

Eine zweite Tugend, um in seinem Beruf bestehen zu können, war Disziplin. Mit der Regelmäßigkeit eines Buchhalters verließ Emerentio Falcone jeden Morgen Punkt acht Uhr sein karg möbliertes Zimmer in der Via Regnoli im Stadtteil Trastevere, schritt zielstrebig an der Porta San Pancratio vorüber und erreichte nach etwa zwanzig Minuten seinen Arbeitsplatz.

An den weiten wollenen Mantel, gewissermaßen seine Berufskleidung, hatte er sich im Laufe der Jahre so gewöhnt, dass dieser ihn auch bei Temperaturen über dreißig Grad nicht mehr störte. Erst nach mehreren Stunden, wenn die Sonne die Pflastersteine auf den Straßen Roms in glühende

Herdplatten verwandelte und die Weltenbummler stöhnend in ihren Hotels verschwanden, machte auch Falcone Rast und kehrte für eine kurze Siesta in sein Zimmerchen zurück.

Dies ging so tagaus, tagein, auch sonntags und an hohen Feiertagen. Natürlich, gerade da! Keiner hatte es bisher gewagt, Anspruch auf Emerentio Falcones Revier, die südliche Hälfte der Piazza San Pietro, anzumelden. Seit er vor – Santa Maria, wie die Zeit vergeht! – fünfunddreißig Jahren in einem zugegeben nicht ganz lupenreinen Handel dem alten Luciani, einem misstrauischen Eigenbrötler, das umsatzträchtige Areal abgeluchst hatte, wachte er wie ein eifersüchtiger Patron über seine Sinekure.

Heute war wirklich ein schlechter Tag! Trotz aller Geduld und Disziplin, trotz des dichten Gedränges vor den Kolonnaden des Gian Lorenzo Bernini wollte sich keine rechte Gelegenheit ergeben. Ein paar Mal war er knapp davor gewesen. Aber irgendwas war immer wieder dazwischengekommen. Ein dicker Amerikaner mit weißem Strohhut, der sein Portmonee aufreizend lässig in der Jackettasche stecken hatte, stolperte eben in dem Moment, in dem Falcone zugreifen wollte, über einen vorstehenden Pflasterstein. Unversehens lag er, mit Armen und Beinen rudern, auf dem Bauch. Im Nu eilten mehrere Passanten hinzu, um ihm aufzuhelfen, und selbst Falcone musste wohl oder übel Hand anlegen, um nicht aufzufallen. Diese tollpatschigen Ausländer sollten gefälligst aufpassen, wo sie hintraten!

Als sich die nächste günstige Gelegenheit für eine berufliche Aktion zu bieten schien, sah Falcone im letzten Moment einen Carabinieri heranschlendern und zog mit katzenartigem Reflex seine Hand aus der Einkaufstasche einer in lebhaften Gespräche verwickelten Dame zurück. Und so ging es in einem fort. Einmal kam dies dazwischen, einmal jenes. Zum Verrücktwerden! Es gab solche Tage, das war Falcone nicht neu. Sein Beruf war eben eine künstlerische Angelegenheit, dachte er bei sich, da musste man halt unbeirrt abwarten können.

Zu guter Letzt dann wenigstens die Sache mit der Ledermappe. Falcone war schon nahe daran, seine Bemühungen für heute einzustellen, als sein Blick auf eine noble Kutsche fiel, die am Rand der Piazza, dort, wo die Borgo Santo Spirito endete, angehalten hatte. Es war eine vornehme Herrschaft, die dem Wagen entstieg. Zwei jüngere Männer, einer davon in schwarzer Soutane, halfen einem dicken Würdenträger aussteigen und sein Gepäck zu entladen. Schwere Lederkoffer kamen zum Vorschein, Taschen, Mappen und mehrfach umwickelte Pakete. Der feiste Kleriker lehnte an der Karosse und fächelte mit einer Zeitung Luft in sein rotes Gesicht. Während einer seiner Begleiter immer noch damit beschäftigt war, die Gepäckstücke aufzustapeln, sah sich der zweite, ein blasser junger Mann in elegantem Geschäftsanzug, nach einem Träger um.

Falcone atmete tief durch und setzte sich in Bewegung. »Ein paar Lire, Signori, ich bin krank und arbeitslos – «

Die drei Passagiere wurden auf den unscheinbaren Alten erst aufmerksam, als er sich mit einer demütigen Verbeugung genähert und ihnen die offene rechte Hand entgegengestreckt hatte. Während der dicke Kleriker offenbar nichts verstand, fauchte ihn der andere mit einer derben Bemerkung an und schüttelte energisch den Kopf. Der blasse junge Mann sagte nichts.

»Nur zehn Lire für einen armen Alten ...«

»Hast du nicht kapiert?«, raunte der Kleriker jetzt in holprigem Italienisch. »Du sollst dich zum Teufel scheren. Siehst du nicht, dass wir zu tun haben?«

Falcone seufzte, machte eine Miene zum Gotterbarmen und ließ sich ächzend auf die Knie fallen. Dabei drohte er die Balance zu verlieren und stützte sich an einigen der Gepäckstücke ab, um nicht vor die Füße der Männer zu fallen.

»Geh von den Sachen da weg, du Strolch!«, fuhr ihn der ausländische Priester an und machte drohend einen Schritt auf ihn zu, »sonst lasse ich dich von den Carabinieri abführen!« Jetzt mischte sich der junge Mann ein, dem die Situation sichtlich peinlich war. »Bitte, Father Hughes«, brummte er ungeduldig, »geben Sie ihm schon eine Münze, damit er endlich verschwindet.« Der so Angesprochene murmelte ein paar unverständliche Worte, warf Falcone einen bösen Blick zu, kramte zwei Kupfermünzen aus den Taschen seiner Soutane und warf sie dem Bettler vor die Füße.

»Grazie, mille grazie!«, wimmerte Falcone unterwürfig, schnappte sich die Münzen und erhob sich umständlich. Dann schlug er seinen Mantel zusammen und humpelte davon. Die Männer beachtetten ihn nicht weiter, sondern fuhren fort, den Wagen zu entladen.

Das Schwierigste ist geschafft! Auf die nächsten beiden Minuten wird es ankommen, dachte sich Falcone grimmig, während er mit großer Konzentration seinen hinkenden Gang beibehielt. Trotz seiner jahrzehntelangen Berufserfahrung fühlte er Schweißperlen seine Schläfen herabrinnen. Mit eiserner Energie zwang er sich, seine Schritte um keinen Deut zu beschleunigen, ja, einen Moment stehen zu bleiben und sich mit dem Taschentuch über die Stirn zu wischen. Als wollte er das Schicksal herausfordern, steuerte er sogar das südliche Ende des Platzes an, wo drei Carabinieri im Schatten lehnten und auf ihre Ablösung warteten. Sie achteten nicht auf ihn. Niemand hatte ihn beobachtet. Es war wieder einmal alles glatt gelaufen! Bei nächster Gelegenheit würde er in Santa Maria in Trastevere eine Kerze anzünden und einige Lire in die Armenkasse werfen!

Schlurfend verließ Falcone die Piazza, überquerte die Viale delle Mura